

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 51

Artikel: Der Geburt des Herrn
Autor: Fankhauser, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-650075>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Geburt des Herrn

Von Alfred Fankhauser.

Drei Tage vor Weihnachten kam der Bescheid.

Ogleich der Bericht des Arztes nicht unerwartet kam, verlor er doch nichts von seiner Furchtbarkeit. Frau Maria Bühler, die lebenstüchtige, stolze, hochangesehene, gerechte und strenge Frau des ebenso wohlgehaltenen Fabrikanten Mathias Bühler wusste, dass sie erblinden würde. Dass sie mit ihren Augen nicht mehr über ihr häusliches Reich herrschen würde wie bis dahin.

Allerlei Schweres hatte sie im Laufe der Jahre erlitten, aber kein Schlag traf sie so hart wie dieser neue. Dass ihre Tochter sich von ihr losgesagt und mit einem Menschen auf und davongegangen, der in den Augen der ganzen Familie ein Unwürdiger war, dass ihr Sohn im Militärdienst verunglückte und zum Krüppel wurde, statt auf der militärischen Leiter hochzusteigen bis in die höhern Offiziersgrade, dass ihr Mann seine Herzkrankheit bekam und sich seit Jahren zwischen Leben und Sterben dahinschleppte, all das hatte an ihrem Gemüt gefressen und ihren Stolz zermürbt, aber ihr Trotz war geblieben, und ihre Würde blieb unverletzt. Sie war Frau Bühler, geborne Geiser, aus einer Familie, die etwas auf sich hielt und zu den besten im Lande zählte. Sie wusste, was sie als Tochter des alten Geiser der Welt schuldete. Die Kränkung, welche ihre misstratene Aelteste der Familienehre zugefügt, machte sie gut, indem sie den Kreis ihrer Beziehungen noch mehr einengte und auf die gänzlich einwandfreien Familien beschränkte und indem sie noch eifriger tätig war in allen Vereinen, deren Geschäfte den bessern Leuten vorbehalten waren: Im Kunstverein, im Lesezirkel, im Kasinoverein. Sie lud noch mehr berühmte Maler in ihr halbverlassenes Haus zu Gast, sie stellte ihr Fremdenzimmer noch ausdrücklicher allen durchreisenden Grössen der Literatur zur Verfügung, sie belegte die Wände ihrer Villa noch dichter mit Bildern der verschiedenen werdenden Maler und stiftete Stipendien an hoffnungsvolle junge Dichter.

In all diesem Tun waltete ihr Trotz dem Geschieke gegenüber, das ihr so viel genommen und ihr ausser ihrer Würde so wenig gelassen. Der neue Schlag aber, der sie traf, rührte an ihren Trotz und an ihre Würde zugleich. Sie hatte vor der Welt verbergen können, dass ihr linkes Auge seit einem Jahre nichts mehr taugte. Die dunkle Brille verbarg den Schaden. Wenn auch das zweite Auge dahin war, gab es kein Verstecken mehr. Dann war aller Welt offenbar, dass sie ein elender Krüppel geworden. Als ein Gespenst würde sie zwischen ihren vielen Bildern dahinschleichen. Fremde Hände vernachlässigten die Säle, Staub setzte sich an, allenthalben — o, sie roch den Staub — er drang in ihre Seele wie Moder aus dem Grabe. Fremde Hände würden ihre Briefe öffnen und ihr vorlesen, was ihr die Vereine schrieben: Der Kunstverein verdankte ihre Tätigkeit in seinem Vorstand und bedauerte, sie nicht wiederwählen zu können. Die Dichter, die in der Stadt vorlasen, liessen sich entschuldigen und versicherten, ein andermal ihre Gastfreundschaft gern in Anspruch nehmen zu wollen. Und dabei logen sie! Keiner würde wiederkommen — nie mehr würden sie nach der blinden Frau fragen. Alle handelten, wie die Gesunden handeln: Sie vergassen die Kranken.

Frau Bühler brach in ihrer Seele zusammen. Aeusserlich trotzte sie wie immer, trug den Kopf krampfhaft hoch und versuchte mit dem letzten Rest des Augenlichtes ihren

Weg zu finden. Die wenigsten Menschen ahnten, warum sie den Kopf leicht schräg richtete und die Brille so kindlich komisch gegen einen wandte, als ob sie einer Blendung ausweiche. Man dachte an einen Streik ihrer Nerven oder an eine Sehnenverzerrung. Hätte Frau Bühler diese Absonderlichkeit ihrer Haltung selbst bemerkt, vielleicht würde sie zeitiger den unvermeidlichen Rückzug aus dem tätigen Leben angetreten haben.

Als sie den Weg vom Arzt nach Hause zurücklegte, wusste sie, dass ihr nichts anderes übrigbleiben würde, als zu fliehen. Rasch aus allem zu fliehen, was ihr lieb war. Sie sagte es deutlich zu sich selber: Aus allem! Und sie wusste, was diese beiden Worte für sie bedeutet hatten, seit die ersten Boten der Erblindung an ihre Türe gepocht. Nichts war grösser gewesen als der Schrecken, ausser der Härte, womit sie gleich im ersten Moment ihrer schlimmen Erkenntnis beschloss, die Verkrüppelung nicht tragen zu wollen. Die Geiser wussten, wie man aus dem Leben geht. Mehr als einer hatte bewiesen, dass er es wusste. Und sie würde es wieder beweisen. Sie war keine Christin — sie liebte den Stolz und die Weisheit jener, die ganz oder nicht leben.

Nun stand sie vor dem Hause, zögerte einen Augenblick, suchte den Schlüssel und ertastete das Sicherheitsschloss. Ein Mädchen öffnete von innen. „Ach, Frau Bühler, warum haben Sie nicht geläutet!“ sagte sie und es tönte, als ob sie sagen möchte: „Sie finden ja das kleine Loch des Sicherheitsschlösschens doch nicht mehr!“

„Wenn ich nicht läute, brauchen Sie nicht zu öffnen“, antwortete Frau Bühler hart. „Machen Sie Ihre Sache — das ist wichtiger und gescheiter!“ Sie wollte die Zügel nicht schleppen lassen — sie war Herrin im Hause — oder sie war nicht mehr!

Als Mathias Bühler ihr entgegenkam, lächelte sie wie immer, wenn sie ihre Seele verschloss und ein fremdes Gesicht aufsetzte. Was der Arzt gesagt habe? Schlechte Witze mache er, der alte Mann! Einwenig Augentrost eintropfen — nichts als eine vorübergehende Sache, eine kleine Schwäche. Und nicht lesen solle sie. Lieber jemanden vorlesen lassen.

„Ja“, sagte Mathias Bühler, „er macht gern Witze, unser Doktor!“ Dann atmete er schwer, stützte sich gegen die Wand und liess sich in einen Sessel fallen. Seine Lippen wurden blau, und die Hand krallte sich über der Herzgegend zusammen. Frau Bühler horchte ins Zimmer hinaus. Ihr Mann biss die Zähne zusammen und brach sein Stöhnen gewaltsam ab. „Ja“, sagte er nochmals, „mir hat er gesagt, ich könne steinalt werden, wenn ich nur die Herzkämpfe so lange aushalte. Er macht gern Witze!“

Es war still im Zimmer. Jedes der beiden wusste, dass das andere die Wahrheit unterdrückte. Herr Bühler, dem die lächelnde Lüge seiner Frau das Herz zusammenkrampfte, zerbiss sein Stöhnen, Frau Bühler, die vergeblich versucht hatte, über die Trostlosigkeit ihrer Zukunft hinwegzuschmerzen, überlegte, ob sie nicht kräftiger lachen müsste, um ihn doch zu täuschen.

„Es stimmt aber diesmal, This!“ rief sie mit betonter Fröhlichkeit. „Es stimmt ganz genau — du weisst doch — es kam doch früher schon so, wenn ich bis Mitternacht im Kunstverein gesessen.“

„Gottseidank . . .“ sagte er und tat, als ob er glaube. Und erst, als sie das Zimmer verlassen, streckte er sich aus und dachte unter schwerem Seufzen nach. Es stand schlinum um sie. Das war gewiss. Schlimmer als je. Dass sie heiterer lächelte als früher und dabei nicht inward, wie starr sie dabei aussah, bedeutete die nahende Katastrophe. Wenn eine Blinde, die kaum noch den Weg durchs Haus findet, alles zu verbergen sucht, wenn sie mit den Füssen tastet und mit den Händen verschämt nachhilft — und wenn sie dabei glaubt, niemand merke das Spiel der Füsse und Hände — das ist zum Erbarmen. Aber schlimmer als alles andere ist die *innere* Blindheit.

„Maria . . . Maria . . .“ seufzte Mathias Bühler und schloss die Augen. Nun war die Zeit da, die er gefürchtet. Nun musste das Furchtbare offenbar werden: Wenn Maria das Augenlicht verlor, verlor sie alles. Es war ein Schmerz, dies zu wissen. Seine Frau ahnte nichts von diesem Schmerz. Sie ahnte nicht, dass er in ihm gewühlt seit langen Jahren, zu den Zeiten, als sie noch aufrecht und hochmütig durch ihre glänzenden Tage gegangen und ihn, den gutmütigen Menschen mit dem Verstande eines gewöhnlichen Fabrikanten und Geschäftsmannes unter den Tisch gewischt, sobald er gewagt, in geistigen Dingen eine Ansicht zu äussern. Sie hatte ihr unbeschreibliches Lächeln gelächelt — und er — er hatte sie lächeln und siegen lassen. Das gehörte zur Verwöhnung ihrer Seele, in welcher sie sich wohl sein liess.

So hatte ihre Liebe und ihre Ehe angefangen, mit dem Spiel dieser ungewöhnlichen seelischen Verwöhnung; er hatte gefühlt, dass ihr das Bewusstsein der Ueberlegenheit in gewissen Dingen wohl tat. Dann waren die Zeiten gekommen, die seine Empörung verlangt hätten, damals, als Maria ihre Tochter aus dem Hause getrieben, Mathias unterdrückte die Revolte in der eigenen Seele. Seine Frau würde ihn nicht verstanden haben und würde ihn nie verstehen, es sei denn, ihr Hochmüt zerbreche. Dies war gewiss und darum gab es für Mathias Bühler nichts anderes, als zu schweigen und sein Herz zu schonen.

Das aber war ihm deutlich und immer deutlicher geworden: Der Tag, der ihren Stolz antastete, würde ihr zum Tag des jüngsten Gerichtes. Entweder würde sie zerschellen und in den Abgrund ihrer Verdammnis stürzen, oder es würde in ihr ein Neues geboren. Wer ihr helfen könnte, würde ihr Freund sein. Wer sie stützen könnte, wenn sie unter den Schlägen taumelte, die der Herrgott gegen ihren Stolz führte, der würde sie in Ewigkeit retten.

Mathias öffnete die Augen. Ihm war plötzlich, er müsste etwas unternehmen. Einem Einfall folgen, der wie ein Blitz durch sein Gehirn gefahren. Noch nie hatte ihn der Gedanke überfallen — er kam das erste Mal — vielleicht waren es die gänzlich unerwarteten Einfälle, die aus einer andern Welt stammen? Mathias erhob sich und setzte sich wieder neben dem Schreibtisch, wählte eine Telefonnummer und setzte den Hörer an.

„Ja? Hier ist Mathias Bühler — bis du, Mathilde? Ja, ich bins, der Vater — ja — der Alte, zweifellos. Hör einmal — ich habe einen Einfall. Aber du darfst nicht lachen. Du musst auf Weihnachten zu uns kommen. Jawohl — zu uns! Du meinst, es geht nicht wegen Mutter? Gerade deswegen will ich mit dir reden. Wenn du kein Wort sagen willst, wird sie nicht merken, dass du gekommen. Ganz gewiss nicht. Sie sieht ja nichts mehr, die arme Frau. Und du weisst, was das bedeutet. Wenn wir nicht helfen, stirbt sie. Ach, du hast ja recht gehabt — sie ist längst blind, zuinnerst ist sie blind. Und wenn wir der armen Seele kein Licht anzünden, verzweifelt sie. Wie wir das machen wollen? Weiss *ich* das? Ich meine nur — du musst herkommen. Der gute Geist, der mir den Einfall gegeben, wird uns auch sagen, was wir tun müssen. Ach, wenn du kommen wolltest! Soll ich dir beichten und sagen,

dass ich sie einst schrecklich lieb gehabt, deine Mutter? Das weisst du doch — du bist doch meine Tochter und liebst deinen Mann auch so Blindlings — und er ist nicht so arm wie deine Mutter. Also kommst du? Am heiligen Abend? Versteh — diese Frau hat ihren Trotz — vor dem Weihnachtsfest und vor dem Neujahr wird sie sich nichts antun — sie wird todtraurig dabei sein und lächeln — aber nachher, nachher müssen wir das Schlimmste fürchten.“

Am heiligen Abend erschien die älteste Tochter Mathilde, die Frau Bühler aus dem Hause getrieben — davongegangen sei sie, sagte ihre Mutter — nun erschien sie und bewegte sich wortlos durchs elterliche Haus, ohne dass die Mutter ihre Anwesenheit wahrnahm. Am heiligen Abend verlangte Frau Maria unvermutet, man möge ihr ein Bürofräulein schicken — sie müsse etwas tippen lassen — der Doktor habe ihr das Schreiben verboten. Leise gab der Vater Mathilde einen Wink, damit sie anstelle des Mädchens gehe und den Brief, den er fürchtete, schreibe.

„Sind Sie verschwiegen?“ fragte Frau Bühler ernst und hart.

Mathilde verstellte ihre Stimme und sagte, sie schweige in jedem Falle, wenn man ihr das Sprechen verbiete.

„Also — dann schreiben Sie — und schweigen Sie“, sagte Frau Maria und diktirte.

„Lieber This — du weisst seit langem, welchen Weg ich gehen werde, wenn ich dem Unglück verfallte, das mir droht. Wir wollen keinerlei Weichheit aufkommen lassen und nicht sentimental sein; Ich sage dir Lebewohl. Ich scheid von dir im Vertrauen, dass du mir einen Abschied von der Welt bereiten wirst, wie er meinem Leben und meinen Grundsätzen entspricht. Lieber This — ich danke dir für all deine Güte und für die schönen Jahre, die wir zusammen erleben durften, bevor sich unser Schicksal zu verdunkeln begann — Leb wohl!“

Sie hielt inne und schwieg eine Weile. „Lesen Sie vor, was Sie geschrieben!“ sagte sie dann dunkel und hart.

Mathilde las. „Lieber This — du weisst seit langem, welchen Weg ich gehen werde, wenn ich dem Unglück verfallte, das mir droht. Ich bin blind — aber das ist nicht mein Unglück. Dass meine Seele kein Licht hat, um die Blindheit zu ertragen, das ist mein Verhängnis. O This, warum hast du mir nicht geholfen, beizeiten die Kraft zu finden, die ich brauchte, um das Furchtbare zu überstehen?“

Frau Maria hatte zuerst sprachlos zugehört, dann fuhr sie jäh auf: „Wer hat Ihnen das diktirt? Wer sind Sie?“

„Ich bin Mathilde und wer es mir diktirt hat — ach Mutter, Mutter“. Sie schluchzte wild auf und warf sich über die Knie der zitternden Frau. „Mutter, wir wissen doch, dass du blind bist, fast ganz blind — wir wissen, dass du weggehen willst, ins Dunkel — Vater hat mich hergeholt — wir können doch nicht zusehen! Vater, wo bist du!“

„Ich bin da“, sagte er leise und ganz nahe, sonst nichts.

Der furchtbare Sturm, der in der nächsten Viertelstunde die Seele der stolzen Frau erschütterte, verriet sich kaum mit einem Laut. Nur dass sie die Hand ihres Mannes suchte und wieder wild von sich stiess, dass sie sich an ihre Tochter klammerte und darauf jäh gegen sie ausschlug, bevor sie in sich zusammensank und heimgangslos zu weinen begann, liess erraten, welchen Kampf sie ausfocht. Zuletzt tastete sie nach beiden Seiten und seufzte, als die weggestossenen Hände noch da waren. Sie dankte nicht, sie drückte nur immer wortlos die beiden Hände.

Mathias schaute seine Tochter an. In seine Augen stieg ein mildes Glück. Er wusste, dass wieder in einer Seele der Herr geboren wurde, der das Heil ist und uns erlöst von der Gewalt der Finsternis.

Frau Maria aber sprach, nachdem sie lange geschwiegen: „Ich glaube, ich werde Vieles sehen — Vieles — Vieles! Alles, was ich in langen Jahren schlecht angeschaut. Ach This! Ach Mathilde!“